Blätter
für
Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Sonntag den 1. Dezember 1839.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.) № 96.

Die schöne polnische Jüdin.

Novelle aus dem französisch-russischen Kriege von 1812.

(Fortsetzung.)

10.

Jessika saß nachdenkend in einer einsamen, halb in Ruinen verfallenen Hüttte an einem verlöschenden Feuer. Der Abend dunkelte und die arme Jüdin sank auf ihre Knie, um ihr Nachtgebet zu beten.

Sie wurde durch ein „Wer da" der Schildwache vor ihrer Thüre unterbrochen. „Euer Kommandant," antwortete eine Stimme. Die Thüre öffnete sich und Sericourt stand vor ihr.

„Was wollen Sie, mein Herr?" fragte sie entsetzt, indem sie sich lebhaft erhob. „Entfernen Sie sich, oder ich schreie um Hülfe."

„Schweige, Unglückliche!" antwortete Sericourt, „wenn Du nicht Deinen Vater verderben willst und Dich selbst."

„Was führt Sie hieher? Bin ich Ihre Gefangene? ich schmeichelte mir wenigstens hier von Ihren Nachstellungen befreit zu seyn."

„Deine Halsstarrigkeit hat Dich in dies Gefängniß geworfen, zittere, wenn Du in Deinem Widerstande verharrest, denn Du weißt noch nicht, welch fürchterliches Loos Dich erwartet."

„Ich kenne kein fürchterlicheres, als in Deiner Gewalt zu seyn, Schändlicher!"

„So wisse, Unsinnige, der Tod harrt Deiner, der schimpflichste Tod. Du bist angeklagt, unser Korps in Willeika an den Feind verrathen und ausgeliefert zu haben."

„Ewiger Gott!" schrie Jessika mit Abscheu, „kann die Niederträchtigkeit so weit gehen? Aber nein, Niemand wird dieser Schändlichkeit Glauben beimessen und ich werde Gerechtigkeit erhalten."

„Du hoffst vergebens. Wer könnte Dich ohne Beweise Deiner Unschuld vertheidigen? Glaube mir, spiele nicht so leicht mit Deinem Leben, denn der Mann, von welchem Dein Schicksal abhängt, würde lieber tausend Weiber wie Du hinopfern, als einen Mann seines Regiments. Du kannst darauf rechnen, daß Du die Sonne nicht mehr wirst untergehen sehen."

Jessika stand starr vor Schrecken.

„Und nun wähle zwischen dem Tode und einem Leben voll Freude und Liebe."

Das Mädchen wandte sich mit Abscheu von ihm, ohne ihn einer Antwort zu würdigen.

„Sey nicht so stolz," fuhr Sericourt fort, „Du könntest es morgen bereuen und dann wäre es zu spät. Glaube mir, folge meinem Rathe, nimm meine Vorschläge an."

„Was soll ich denn thun?" fragte Jessika weinend.

„Fliehen. Alles ist bereit, Dich zu retten, derselbe Mann, der Dich hieher führte, wird Dich an einen Ort begleiten, wo ich Dich früher oder später wieder finden werde."

„Und mein Vater? wird er mich nicht begleiten? was soll aus ihm werden?"

„Unmöglich! er muß bleiben."

„Ach! mein armer Vater, der Rache seiner Verfolger Preis gegeben! und ich ihn verlassen, um Dir zu folgen? Nimmermehr! was auch über mich ergehen mag, ich bleibe."

„Laß mich nicht die Geduld verlieren, wie ich den Fuß von hier setze, bist Du verloren. Schmeichle Dir nicht mit eitlen Hoffnungen, Du verlässest diesen Aufenthalt nur, entweder um mein zu seyn, oder um zum Tode zu gehen."

„Ich wähle den Tod," sprach Jessika entschlossen, „wenn mein Vater nicht auch gerettet ist."

„Wohlan!" versetzte Sericourt, „Dein Vater ist bereits außer aller Gefahr, er ist in diesem Augenblick schon weit von hier."

„Mein Vater gerettet?" rief das junge Mädchen, „o darf ich es glauben? sprechen Sie die Wahrheit?"

„Ich schwör' es Dir bei meiner Ehre! Ich habe selbst Alles zu seiner Entweichung angeordnet. Sieh, Jessika, so hab' ich wieder für Dich meine Ehre und mein Leben auf's Spiel gesetzt. Die Liebe ließ mich selbst meine Pflicht vergessen. O!" fuhr er, indem er sie zärtlich in seine Arme schloß, fort, „o willige ein mir zu folgen, und ich will Dir reichlich allen Kummer vergelten, den ich Dir verursacht habe."

„Zurück!" schrie Jessika, indem sie ihn mit Kraft von sich stieß. „Gott Israels, ich danke Dir, mein Vater ist in Sicherheit. Nun bin ich glücklich, und keine Macht soll mich von hier wegbringen."

„Bist Du wahnsinnig?" fragte Sericourt erstaunt.

„O nein, klüger als Du dachtest. Du selbst hast Dich in Deiner eigenen Falle gefangen."

Sericourt knirschte vor Wuth. „Wohlan," schrie er, „so stirb!" und stürzte aus der Hütte.

Jessika sank auf ihre Knie und dankte dem Himmel inbrünstig für die Rettung ihres Vaters.

11.

Die Revue war kaum zu Ende, als der Feldwebel den Gemeinen Balafre auf die Seite nahm und zu ihm sagte: „Hör einmal, unsere Sache steht schlimm."

„Schlimm? wie so?"

„Der Oberst hat Wind von dem Abenteuer bei Krasnoe."

„Teufel! er läßt uns alle ohne Gnade fusilliren."

„Ich weiß nur ein Mittel," versetzte der Feldwebel, „uns aus dem Handel zu ziehen, wir müssen den Juden auf die Seite schaffen."

„Aber wie?"

„Nichts leichter als das; wir lassen ihn entwischen. Ich stelle Dich Abends zu seinem Gefängniß auf die Wache, dann mach' ich ihm die Hölle recht heiß, und er läuft gewiß, was er kann."

„Nicht übel ausgedacht, aber dann könnte es leicht

geschehen, daß ich als Schildwache statt seiner aufgeknüpft würde."

„Nicht doch, Du fliehst mit ihm."

„Ich desertiren?" sagte, den Kopf emporwerfend, Balafre.

„Lieber Himmel! wohin Du gehst, kann's Dir leicht besser gehen als hier. Ach, was gäb' ich, ferne von diesem vermaledeiten Lande zu seyn, wo ich früher oder später erfrieren muß, wenn mich anders die Wölfe nicht fressen. Der Jude wird Dir zum Wegweiser dienen, und das Geld, welches wir ihm lassen, wird Euer Fortkommen erleichtern."

„Nun, so sey's, sagte Balafre, „ich fliehe mit dem Juden, bereite Alles vor, und vergiß das Geld nicht."

Wie abgemacht, so geschehen. Der Feldwebel suchte Isaak in seinem Gefängnisse auf, sagte ihm, wie er in Gefahr stehe, als Spion am morgigen Tage erschossen zu werden, und da der Alte dennoch ohne seine Tochter nicht entfliehen wollte, spiegelte er ihm vor, Jessika sey nicht mehr in Sericourt's Gewalt, sie werde nur gefangen gehalten, weil man sie im Einverständnisse mit Isaak glaube. Sey er entflohen, so könne man sie allein nicht mehr anschuldigen und der Oberst werde sie dann gewiß frei lassen. Zudem, da das Regiment ohnedies morgen oder längstens übermorgen abmarschire, so könne dann Isaak wieder zurückkehren und seine Tochter holen.

Isaak glaubte so in dem Interesse seiner Tochter wie in seinem eigenen zu handeln, und willigte in die Flucht, welche er auch sogleich mit Balafre ins Werk setzte.

Der Oberst war wüthend, als er am andern Morgen durch den Rapport die Flucht des Juden und die Desertion des Soldaten, der ihn zu bewachen hatte, vernahm. „Der Spitzbube! glaubt er vielleicht, ich werde seine Tochter schonen?" rief er, „nein, bei meiner Ehre! sie soll auch für ihn büßen. Herr Auditor!" fuhr er zu einem Offizier sich wendend, fort, „lassen Sie sich durch die Tochter, welche sehr schön seyn soll, nicht irre führen. Keine Gnade! was haben Sie bisher über die Sache erfahren? Haben Sie den Feldwebel ins Verhör genommen?"

„Er beharrt in seiner ersten Aussage," erwiederte der Auditor, „und hier ist ein Brief, der diese Aussage bestätigt. Er ist von der Angeklagten an ihren Vater, der sich damals in Jarry befand, geschrieben, und von der Feldpost daselbst aufgefangen worden."

„Lassen Sie sehen," sagte der Oberst, nahm den Brief und las:

„Lieber Vater!"

„Warum zauderst Du, unsere Befreier herbeizuführen? Jener, welcher unsere Voreltern gegen ihre Feinde beschützte, wird auch für uns kämpfen. Die Zahl der Söhne der Ammoniten ist klein in Willeika, und im Hochmuthe ihrer Tapferkeit glauben sie sich vor jedem Angriffe sicher. Wenn Du nur wenige entschlossene Männer über Uniza, welches sie verlassen haben, hierher führest, so entkommt auch nicht ein Einziger."

„Die Elende!" rief der Oberst.

„Der Feldwebel versichert auch unter Anderm," nahm der Auditor das Wort, „den Juden an der Spitze der feindlichen Kolonne erkannt zu haben, welche die Eskadron umzingelte und ihr den Rückzug abschnitt."

„Genug!" versetzte der Oberst, „mehr als genug! darum keine Gnade, kein Erbarmen! In den Riemen mit der Elenden, um allen Spionen und Verräthern, welche uns umlauern, ein warnendes Beispiel zu geben. Lassen Sie sogleich das Kriegsgericht zusammentreten, und Sericourt soll beisitzen. Sein Benehmen scheint mir sonderbar. Es herrscht noch immer ein Geheimniß in dieser Begebenheit, das ich zu durchdringen suchen will. Der Feldwebel ist mir lange als ein listiger Spitzbube bekannt, und ich kann wahrhaftig seinen Aussagen nicht unbedingten Glauben schenken."

12.

Das Kriegsgericht war im Hause des Obersten versammelt und Jessika hereingeführt. Während sie ein ziemlich dunkles Vorhaus durchschritt, näherte sich ihr ein Offizier in einen Mantel gehüllt und raunte ihr mit leiser Stimme in's Ohr: „Verlange eine Frist von 24 Stunden, oder Du bist verloren."

Jessika erschien vor dem Gerichte mit demüthigem, ehrfurchtsvollem Anstande, aber ohne daß die Züge die mindeste Unruhe verriethen. Sie warf auf ihre Richter einen schüchternen Blick, in welchem aber doch jene Würde, jenes Selbstbewußtseyn lag, welche die Anzeichen eines makellosen Gewissens sind. So stand sie in dem kleinen Saale, worin mehrere Offiziere um einen Tisch saßen, an ihrer Spitze der Oberste. Bei einem kleineren Tischchen zur Seite, auf welchem die Papiere der Procedur lagen, saß der Auditor. Alle Blicke wandten sich theilnehmend zur schönen Jüdin, welche sie ohne Zittern ertrug, nur ihre Wangen überflog die Röthe des Unwillens, als sie Sericourt gewahrte, der blaß und mit gekreuzten Armen die Augen nicht zu erheben wagte. Das Verhör begann, Jessika antwortete sanft aber fest auf alle Fragen.

Der gewöhnlichen Eingangsformeln müde, nahm der Oberst das Wort: „Dein Vater hält geheimes Einverständniß mit dem Feinde?"

„Mein Vater liebt sein Vaterland zu sehr, als daß er diejenigen nicht hassen sollte, welche es durch Krieg zerreißen und zerstören, allein er hat zu viel Vertrauen auf den Gott Israels, als daß er sich in die Händel der Mächtigen und Gottlosen mischen sollte."

„Dein Vater befand sich zu Jarry, als unsere Leute Willeika besetzten, was machte er dort?"

„Ihre eigenen Soldaten, Herr Oberst, waren es, welche ihn dazu zwangen, ihnen als Wegweiser nach Jarry zu folgen."

„Warum kam er, als er sie dorthin geführt hatte, nicht wieder nach Willeika zurück?"

„Das weiß ich nicht. Alles, was ich sagen kann, ist: daß alle Excesse, welche dort begangen sind, gewiß nicht statt gefunden haben würden, wenn er zugegen gewesen wäre."

„Hast Du nicht an Deinen Vater geschrieben und ihn dringend gebeten zurückzukommen?"

„Ich habe zwei Boten an meinen Vater gesandt, um ihn zu bitten, mich nicht länger ohne Schutz zu lassen, aber keiner von Beiden brachte die Antwort."

„Ist dies einer von den Briefen, die Du schriebst?" fragte der Oberst und hielt ihr ein Papier vor.

„Er gleicht demjenigen, den ich meinem Vater durch Salluh, unsern Knecht, gesandt habe."

„Wohlan, lies und erkenne, was Du geschrieben hast."

Jessika durchflog den Brief, und ihr Angesicht wurde purpurroth, und ihre Blicke gen Himmel wendend, rief sie feierlich: „Möge derjenige, der in die Herzen sieht und Wahrheit von Lüge zu unterscheiden weiß, mich in seinen Schutz nehmen und den Verläumder bestrafen."

„Du hast also Deinen Vater nicht angeeifert uns zu verrathen und zu vertilgen?"

„Ich habe nie daran gedacht. Ich habe nur meinen Vater beschworen, seine Rückkehr zu beschleunigen, um mich von den Verfolgungen und Nachstellungen zu befreien, denen ich durch seine Abwesenheit ausgesetzt war."

„Kannst Du keine Beweise zu Deiner Rechtfertigung vorbringen," fragte der Auditor, „keine Thatsachen anführen gegen Deinen Ankläger?"

„Wer ist mein Ankläger?" fragte Jessika.

„Jener Mann dort ist es," antwortete der Oberst, auf den Feldwebel zeigend. „Der Verrath Deines Vaters ist ihm bekannt, und er selbst war es, dem Du jenen Brief an Deinen Vater anvertrautest."

Die Jüdin warf einen Blick der tiefsten Verachtung auf den Feldwebel, den dieser mit jener Unverschämtheit ertrug, welche ihn nie verließ. „Also ist hier Niemand," schrie Jessika, Sericourt fixirend, „der die Stimme für mich erheben wollte?"

Alle Blicke folgten der Richtung des ihrigen, Sericourt erblaßte, blieb aber unbeweglich.

„So beschütze mich der Gott meiner Väter," rief

Jessika, „weil jedes Gefühl der Gerechtigkeit erstorben ist auf der Erde."

Erzürnt über das Benehmen Sericourts, wandte sich der Oberst zu dem Auditor und sprach: „So enden Sie nun, mein Herr, schöpfen Sie Ihr Urtheil, was hält Sie zurück? die Sache ist klar."

„Hier ist es," sagte der Auditor, und las mit etwas unruhiger Stimme: „In Erwägung der Thatsachen, welche die Anklage enthält, und denen die Angeklagte keine Beweise entgegenzustellen vermag; in Berücksichtigung, daß der Jude Isaak die Flucht ergriffen hat, welches ein neuer Beweis seiner eigenen Schuld und der Mitschuld seiner Tochter ist: erkläre ich Jessika Nikolajew schuldig des Verbrechens des Einverständnisses mit dem Feinde und des Verrathes. Das Gesetz bestraft dies Verbrechen mit dem Tode, und bei dem Umstande, daß dies Verbrechen immer mehr um sich greift, und ein warnendes Beispiel nothwendig ist, glaub' ich nicht auf Milderung des Gesetzes antragen zu dürfen."

(Schluß folgt.)

Eine ärztliche Consultation.

(Fortsetzung.)

Um sechs Uhr Abends ging der Doktor Magnian in das Café Anglais, wo er beinahe sicher war, Pelletier zu treffen. Der Kapitän beim Generalstab fand sich in der That bald ein, ganz allein sich an einen kleinen Tisch setzend und mit recht starkem Appetit essend, ohne Wasser in den Wein zu gießen. Er war ein großer, dicker und kräftiger Kamerad, vierschrötig, mit steifen Hüften, festem Auge, mit glänzendem Kinnbelbart, muskulöser Faust, erhitztem Teint, einer jener stattlichen Soldaten, welche, wenn sie nicht Soldaten wären, ihrem Berufe abgestanden wären und deren Aussehen allein den Leuten imponirt. Andere, als der blasse Duquesnoy, hätten es als eine wahre Katastrophe betrachtet, mit einem solchen Bären herauszugehen. Der Doktor und der Offizier begrüßten sich auf kordiale Weise und nachdem sie einige Komplimente gewechselt hatten, speisten sie, jeder auf seiner Seite. Sie gingen zu gleicher Zeit vom Kaffeehaus weg, begegneten sich an der Thüre, gaben sich gegenseitig den Arm und spazierten auf das Boulevard de la Madelaine. Apropos, Doktor, sagte Pelletier lustig, Sie haben für mich das, was ich von Ihnen wenigstens schon zehnmal verlangte, gefunden: eine liebenswürdige Frau (Mädchen oder Wittwe, braun oder blond, groß oder klein, das ist egal) eine Frau, welche mein Glück machen will, indem sie ihr Loos mit dem meinigen verbindet. Ich verlange nur 100,000 Thlr. Mitgift; zum Teufel, das scheint mir bescheiden.

Sehr bescheiden! Sie sind noch mehr werth.

Sie spotten meiner?

Keinesfalls; auch wäre der Zeitpunkt zum Spotten schlecht gewählt, denn ich habe Ihnen eine wichtige Sache mitzutheilen, da Sie doch eine Frau mit 100,000 Thlrn. erwarten. Duquesnoy hat mich beauftragt, mit Ihnen zu sprechen.

Und Sie nennen das eine wichtige Sache? sagte der Kapitän hohnlächelnd.

Die ganze Sache scheint mir darum so, weil sie mit Blut endigen kann, sagte der Doktor mit affektirtem Ernste.

Aha! Monsieur Duquesnoy hat Durst nach Blut, sagte Pelletier noch lauter lachend, bis jetzt habe ich ihn eher für einen Kräuterfresser, als für einen Fleischfresser gehalten; und zu welcher Sauce will er mich spreisen? auf Degen oder Pistol?

Er läßt ihnen die Wahl der Waffen, sagte Magnian mit unerschütterlicher Gravität.

Es ist mir Alles gleich, ich habs ihm schon gesagt. Sehen Sie, morgen speise ich mit einigen meiner Kameraden und es würde mir leid thun, da zu fehlen; aber übermorgen früh bin ich Ihr Mann. — Convenirt Ihnen das?

Vollkommen. Uebermorgen früh um 7 Uhr, am Eingang zum Gehölz von Vincennes.

Es konvenirt, sagte der Kapitän, auf familiäre Weise, mit seiner breiten Hand den Arm seines Begleiters drückend. Doktor, mischen Sie sich ins Duell? es ist dies eine Concurrenz, die Ihnen Antipathie einflößen sollte.

Der Doktor antwortete auf diesen veralteten Spaß mit einem malitiösen Lächeln, das er sogleich wieder unterdrückte.

Lachend legen Sie den Finger auf eine meiner Wunden, sagte er nach einem Augenblick Schweigens. Soll ich Ihnen einen bizarren Gedanken, ich könnte sagen, ungeheuern, mittheilen, der mir eben einfällt?

Sprechen Sie, ich liebe die ungeheuern Gedanken.

Ich dachte mir, daß im Interesse meiner Reputation ich Ursache hätte zu wünschen, daß das Stelldichein auf Uebermorgen ein schlimmes Resultat haben dürfte für Duquesnoy.

Warum das? fragte der Offizier mit erstaunter Miene.

Weil, wenn Sie ihn nicht tödten, ich es bin, der noch vor Verfluß eines Jahres dafür gelten wird, ihn getödtet zu haben.

Ich verstehe Sie nicht. Wollen Sie sich denn auch mit ihm schlagen?

Keinesfalls; aber ich bin sein Arzt und als solcher in den Augen vieler Leute, welche von der ärztlichen Kunst verlangen, daß sie den Kranken die Gesundheit, welche ihnen die Natur verweigert, erhalte, für sein Leben verantwortlich. Da nun Duquesnoy allem Anschein nach kein Jahr mehr zu leben hat....

Welche Krankheit hat er denn? schrie Pelletier seine großen Augen öffnend.

Er leidet an der Brust! antwortete der Doktor mit dem Tone von Mitleiden, an einer unheilbaren, chronischen Krankheit! Ich habe ihn nach Nizza geschickt. Sie wissen wohl, wenn wir Aerzte den Kranken nichts mehr zu verordnen wissen, so schicken wir sie in die Bäder. Wenn ihm bis Uebermorgen nichts passirt, so wird er abreisen. Wird er wiederkommen? Gott weiß es!

Brustkrank! Er, der immer blaß ist.

Die Farbe thut nichts zur Sache.

Und Sie glauben, daß er in Gefahr ist?

Ich gebe ihm kein Jahr mehr Zeit, vielleicht keine sechs Monate mehr.

Sie gingen nun Beide eine Zeit lang still, aber mit ernster Miene neben einander her.

Ja wohl, Kapitän, sprach der Doktor, das Wort wieder aufnehmend, man kann diesen armen Duquesnoy für verloren betrachten, selbst, wenn man die Gefahr, welche ihm Ihr Degen verursachen könnte, außer Acht lassen will. Vor einem Jahr sicherlich kann seine Frau dran denken, wieder zu heirathen. Das wird, auf mein Wort, eine verführerische Wittwe seyn, und die Anbeter werden ihr nicht mangeln.

Pelletier warf einen schiefen Blick auf seinen Begleiter, die Miene von Gutmüthigkeit, die der Arzt angenommen hatte, benahm das Mißtrauen, welches seine Worte erweckt hatte.

Wenn Duquesnoy stirbt, so wird seine Frau reich seyn, sagte der Kapitän halb für sich, aber mit der Betonung eines Fragenden.

Zum Henker nicht 100,000, sondern 200,000 Thlr. dürfte sie zur Mitgift bringen.

Sie übertreiben es, rief der Kapitän mit glänzenden Augen.

Die Rechnung ist leicht zu machen, sagte mit zuversichtlicher Miene der Dokter: Madame Duquesnoy hat von ihrem Vater 100,000 Fr. geerbt; sie erwartet noch 150,000 von ihrer Mutter, und ihr Mann wird ihr wenigstens 350,000 zurücklassen! Addiren Sie.

Hat er ihr denn Alles im Ehekontrakt vermacht? fragte Pelletier, dessen Aufregung bei jeder von seinem Begleiter aufgezählten Summe wuchs.

Alles, antwortete der Doktor mit feierlicher Stimme.

Dieses mächtige zweisilbige Wort galt für einen

langen Diskours; bei einem Begleiter, dessen Intelligenz achtungswerth war, hätte der Doktor kein einziges Wort hinzugefügt; bei dem Kapitän aber, der reicher an Schultern als an Gehirn war, fürchtete er nicht, etwas plump bei einer Idee zu verharren, von der er ein magisches Resultat erwartete.

Für Sie, der Sie sich die Vorzüge der Ehre wohl bedacht haben, wäre das eine passende Partie; eine junge, schöne, liebenswürdige Frau und 600,000 Fr. Mitgift! Es ist wahr, daß, um ein solches Schäfchen ins Trockene zu bringen, man nicht mit der Tödtung des Mannes anfangen dürfte.

Pelletier affektirte ein Lächeln, obgleich seine Physiognomie seit einem Augenblick eine nachdenkende Miene angenommen hatte und leitete eine andere Unterhaltung ein. Der Doktor, gewiß, seinen Zweck erreicht zu haben, schützte einen Besuch vor und verließ seinen Begleiter, der von den 600,000 Fr. der zukünftigen Wittwe im Herzen getroffen war.

In einem Zug und mit der Schnelligkeit eines verwundeten Ebers rannte er davon.

Ohne Zweifel, dachte er, hat mir der Doktor einen prächtigen Rath gegeben; mich mit Duquesnoy schlagen! Will er nicht, so werde ich ihn mit dieser unglückseligen Hand tödten! Wie soll ich es aber dann wagen, vor Virginie zu erscheinen. Die kleine Frau sieht mich ohnedies nicht gleichgültig an; glücklicher Weise mache ich ihr schon 3 Monate den Hof; ich habe also den Vortheil, daß, wenn der große Tag kommen wird, sie nicht unterstellen wird können, ich liebte sie ihres Geldes wegen. Duquesnoy tödten! das wäre dumm. Er sterbe seines schönen Todes, der treffliche Mann! Ich habe nichts dagegen. Aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich im Wittwenstande der Virginie Gelegenheit genug finden, mich mit meinen Concurrenten zu schlagen. Sechsmal hunderttausend Franken! Man wird sich drum reißen, aber seyen die Andern wohl auf ihrer Hut; ich bin der erste im Register. (Forts. folgt.)

Rache eines Zahnarztes.

Einer jener unermüdlichen Jäger nach Liebesabenteuern benutzte die Abwesenheit eines Zahnarztes, um sich bei dessen hübscher Frau einzuführen und ihr lange Besuche zu machen, vor denen sie sich nicht zu schützen wußte. Die Frau klagte ihrem Manne die Zudringlichkeit des Fremden, und dieser war um ein Mittel, den Lästigen los zu werden, nicht lange in Verlegenheit. Am folgenden Morgen ist der junge Fremde kaum ins Zimmer getreten, so erscheint auch der Zahnarzt; der Besucher stutzt und ist sichtbar verlegen, was indessen der Andere durchaus nicht zu bemerken scheint, vielmehr wendet er sich höchst verbindlich an ihn mit der Frage, ob er etwa seiner Dienste bedürfe.

Der junge Liebenswürdige, hoch erfreut, so wohlfeilen Kaufes aus einer Verlegenheit befreit zu werden, zeigt schweigend auf seine Wange. Ein Stuhl wird herbeigerückt, und die Untersuchung der kranken Zähne begann damit, daß der Zahnarzt den Mund des Patienten so weit öffnet, daß er ihm die Kinnladen fast verrenkt.

„Sie müssen sehr viel Schmerzen gelitten haben, werther Herr, Ihre Zähne sind fast alle krank und schadhaft."

„Ja wohl, fürchterliche Schmerzen; ich glaube indessen, es ist ein rheumatisches Uebel, gegen das Ihre Kunst keine Hülfe gewährt."

„Bitte um Entschuldigung, der Schmerz rührt von hohlen Zähnen her, und es war die höchste Zeit, daß Sie zu mir Ihre Zuflucht nahmen. Wissen Sie, daß Sie befürchten müssen, binnen Kurzem alle Ihre Backenzähne zu verlieren. Fühlen Sie, wie der eine schon wackelt?"

„Wa — wahr — haftig!" stöhnt der Patient, dem die kräftige Faust des Zahnarztes, die auf seinen Sprachwerkzeugen lastet, das Reden sehr schwer macht, „wahrhaftig, Sie könnten eine Eiche umreißen."

„Lassen Sie mich nur machen, zwei bis drei Zähne müssen freilich fort, aber ich stehe Ihnen dagegen dafür, alle andern werden Sie noch lange erhalten ..."

„Nein, nein, mein Herr, ich leide nimmermehr, daß Sie mir einen Zahn ausziehen."

„Wollen Sie es denn morgen leiden?"

„Wir wollen noch warten."

„Nein, nein, Herr; schämen Sie sich nicht einer solchen Furcht? Ein Mal fort, würden Sie nie mehr den Fuß über meine Schwelle setzen." Damit nimmt er, alles Geschrei's des Andern nicht achtend, ein Instrument, schabt damit das Zahnfleisch ab, das einem herrlichen Backenzahn als Stütze dient, setzt dann die verhängnißvolle Zange an, ruckt ein Paar Mal tüchtig und — das Schlachtopfer schreit lauter noch auf als vorher. Blut entströmt seinem Munde, und Herr Adolph von *** ist um einen Zahn ärmer, und um die Erfahrung reicher, daß in Friedenszeiten Aerzte, Apotheker und Alle, die sonst Heilkunde irgend einer Art treiben, die gefährlichsten Menschen sind.

Einige Wochen später war Gewerbe-Ausstellung. Da bemerkte man unter andern einen herrlichen weißen Zahn unter Glas und Rahmen. Im Kataloge stand: „Nro 83. Kunstlicher Vegetal-Zahn, erfunden von N. N., approbirtem Zahnarzte, Inhaber der silbernen Verdienstmedaille, vieler gelehrten Gesellschaften Ehrenmitglied und Korrespondent. — Zähne dieser Art leiden weder durch die Luft, noch durch Einflüsse irgend einer Art; den ausgestellten Zahn hat Herr Adolph von *** fünfundzwanzig Jahre getragen, und wird für seine Brauchbarkeit die besten Zeugnisse ablegen können."

Herr Adolph von *** sah jetzt klar ein, wie sehr er in dem Handel mit dem Zahnarzte der Gefoppte gewesen; er machte gute Miene zum bösen Spiel, und söhnte sich mit dem Entführer seines schönen Backenzahnes wieder aus. Dieser setzte ihm seinen eigenen Zahn wieder ein, und bei einem Versöhnungs-Diner, das der von der Sucht, nach unerlaubten Liebesabenteuern auszugehen, vollständigst Geheilte dem Zahnarzte und seiner Frau gab, versah der lange abwesend gewesene Backenzahn wieder seine alten Funktionen.

Das Lordmayorsfest in London. — Folgendes ist der aus der Gemeindekasse der Stadt London bezahlte Küchenzettel dieses Festmahls, wie ihn die Journale mit diplomatischer Genauigkeit mittheilen: 250 Terrinen Schildkrötensuppe jede zu 5 Pinten; 200 Flaschen Sorbet; 6 Gerichte Fische; 30 Entrees; 4 abgesottene Indiane mit Austern; 60 gebratene junge Hühner; 60 Platten wilden Geflügels; 46 Platten Capaunen; 50 französische Pasteten; 60 Taubenpasteten; 53 verzierte Schinken; 43 gebratene Zungen; 2 unzertheilte Rindslendenstücke (mit dem feudalistischen Namen: **barons of beef**;) 2 Viertel Lammfleisch; 3 englischer Rinderbraten in mancherlei Zubereitung und in kulinarisch wissenschaftlicher Aufeinanderfolge der verschiedenen Fleischtheile, als: Rumpf, Rippen und Nierenstück, **sirloin** (oder **Sir Loin**, da der Volkswitz das Mährchen erfunden, ein König von England habe dieses Stück zur Ritterwürde erhoben); 6 Platten Spargel; 60 Platten Kartoffelgemüse; 48 Platten Hummern und Krabben; 140 Gelees; 50 Blancmangers; 50 Rahm-, 30 Citronen-, 40 Mandel-Torten; 20 „Chantilly-Baskets"; 60 Platten kleine Pasteten; 56 Schüsseln Salat. Dann beim Schüsselnwechsel: 80 gebratene wälsche Hähne; 6 junge Hasen; 80 Fasanen; 24 gebratene Gänse; 55 Platten Rebhühner und sonstigen wilden Geflügels; 2 Pfauenbraten. Nachtisch: 100 Ananas, zwei bis drei Pfund schwer; 200 Platten Trauben aus den Treibhäusern; 250 Tassen Gefrornes; 75 Platten Pippin-Aepfel; 75 Platten Birnen; 60 Platten Savoyer Kuchen; 75 Platten Wallnüsse; 80 Platten getrockneter und eingemachter Früchte ꝛc. ꝛc.; dazu Weine und Liqueure der besten Sorten. — „Und (sagt ein Blatt) dieses leckere Mahl, das Alles umfaßte, was der weise Ulyß die „seligste Wonne des Lebens" nennt — denn auch eine ausgesuchte Tafelmusik fehlte nicht — war doch nicht im Stande, den politischen Hader von den Festräumen der Guildhall fern zu halten."